

---

## A n h a n g.

---

### 1. Vorschrift zur Beobachtung des Pulses bei den Pferden und dem Rindvieh.

Vorzüglich bei den Entzündungskrankheiten dieser Thiere ist es nothwendig, den Puls oder die Schläge des Herzens zu beobachten, und ich will daher hier eine Anleitung geben, wie man dabei zu Werke gehen muß.

Bei den Pferden sowohl als bei dem Rindvieh legt man die flache Hand an die linke Seite derselben, und zwar nahe an dem Schulterblatt auf die Rippen, wo man das Schlagen des Pulses genau wird bemerken können; um jedoch auch den natürlichen Pulsschlag von dem in Entzündungskrankheiten zu unterscheiden, muß man beide theoretisch kennen lernen, damit man in der Praxis nicht irre geführt werde. Folgende Vorschrift soll hierin als Leitfaden dienen.

Die Schläge des Herzens, die im ruhigen und gesunden Zustande der Pferde und des Rindviehes bei beiden kaum zu bemerken sind, werden bei einem an einer Entzündungskrankheit leidenden Thiere ganz deutlich wahrgenommen. Im gesunden Zustande schlägt der Puls eines Pferdes, je nachdem sein Temperament beschaffen ist, in einer Minute zwischen 48 bis 54, auch wohl mehrere Mal; bei dem Rindvieh

nimmt man hingegen nur 38 bis 46 Schläge wahr. In Entzündungskrankheiten steigt die Anzahl der Schläge bei einem Pferde bis auf 70, 80, auch 100 in einer Minute, und in eben dem Grade steigt der Puls bei dem Rindvieh.

Bei dem Steigen der Krankheit wird der Puls härter, d. h. mehr fühlbar, auch nach und nach geschwinder; vermindern sich die Schläge, so nimmt die Krankheit ab, und es kann also hiernach das Steigen und Fallen der Krankheit genau bestimmt werden. Wird hingegen der Puls unregelmäßig, d. h. folgen Zwischenräume, wo ein oder zwei Schläge ausbleiben, so ist dies ein Kennzeichen des nahen Todes, weil alsdann gewöhnlich die Entzündung in den Brand übergegangen ist.

## 2. Vom Aderlassen.

Nicht immer ist jemand vorhanden, der es versteht, den Pferden und dem Rindvieh zur Ader zu lassen, und ich finde es daher für nöthig, dem Landmann über das Verfahren dabei einen deutlichen Unterricht zu ertheilen.

Die Ader, welche gewöhnlich geschlagen wird, um das Blut zu vermindern, ist die Halsader, welche an beiden Seiten der Luft- und Speiseröhre heraus liegt. Um dieselbe sichtbar zu machen, damit man sie bei dem Schlagen nicht leicht verfehle, legt man eine Schnur um den Untertheil des Halses, zieht solche so stark an, daß die Adern anschwellen, und schürzt sie alsdann mit einer Schleife dergestalt fest, daß sie nicht leicht aufgehen kann, wobei man, um hierin noch gewisser zu gehen, dem Pferde oder dem

Kindvieh den Kopf in die Höhe halten läßt. Hat das Pferd langes Haar, daß man die Ader nicht recht bemerken kann, so muß das Haar auf der Stelle über der Ader, wo man sie schlagen will (welches gewöhnlich ungefähr eine Spanne weit vom Kopfe geschieht), mit Wasser genetzt werden, daß es glatt an der Haut liegt. Hierauf setzt man die Spitze der Fliete der Länge nach gerade auf die runde Erhabenheit, welche die Ader längs dem Halse herunter bildet, und schlägt mit einem dazu schicklichen Stück Holz auf die Fliete, daß sie in die Ader dringt. Das Blut muß man nicht an die Erde laufen lassen, weil man sonst die vorgeschriebene Menge nicht bestimmen kann, sondern nimmt zu diesem Behuf ein Gefäß, gießt vorher so viel Wasser hinein, als man Blut ablassen soll, merkt sich, wie hoch dasselbe darin gestanden hat, gießt es wieder aus, und läßt gerade so viel Blut hinein laufen, so hat man die bestimmte Menge getroffen. Als dann nimmt man die Schnur vom Halse, und macht die Oeffnung in der Ader zu, damit keine Verblutung geschehen kann.

Dieses geschieht auf folgende Art: Man sticht in der Mitte der Oeffnung durch beide Ränder derselben eine Stecknadel, nimmt alsdann 5 bis 6 lange Haare aus der Mähne des Pferdes (bei dem Kindvieh muß man sie aus dem Schwanze nehmen), und schürzt in dieselben eine Schleife, als wenn man einen Knoten darin ziehen wollte; statt aber, daß man bei einem gewöhnlichen Knoten die Haare nur ein Mal durchzieht, muß dies hier zwei Mal geschehen, weil das Haar nicht biegsam genug ist, in dem

ein Mal durchgezogenen Knoten fest zu halten. Diese Schleife legt man über beide Enden der in der Oeffnung befindlichen Nadel, zieht den Knoten zusammen, und verschließt hierdurch die Oeffnung in der Ader. Um noch sicherer zu seyn, daß keine Verblutung entstehe, nimmt man das längste Ende von dem Haar, und wickelt es noch einige Mal um die Nadel, zieht alsdann beide Enden zwei Mal durch zu einem Knoten, und zieht diesen hinter der Nadel fest zusammen. Die Nadel kann nach einigen Tagen herausgezogen werden.

### 3. Von dem Legen der Fontanellen, und dem Ziehen der Haarseile.

Fontanellen und Haarseile haben einerlei Wirkung, und daher wäre es fast überflüssig, das Ziehen der letztern hler zu beschreiben; um aber auch denjenigen, der von dem Haarseile mehr Wirkung erwartet, zu befriedigen, werde ich nachher eine Anweisung geben, wie dasselbe gezogen werden muß.

Wenn man einem Pferde ein Fontanell legen will, so muß man dasselbe vorher auf folgende Art zubereiten: Man nimmt ein starkes Stück Leder, schneidet dies ungefähr 3 Zoll groß zirkelrund, und in der Mitte ein rundes Loch anderthalb Zoll groß, wodurch es ein flacher Ring wird. Den Rand dieses Ringes bewickelt man überall mit feinem Berg oder mit Flachß, so, daß das Loch darin offen bleibt, begießt ihn mit Serpentinöl, oder bestreicht ihn mit rohem Serpentin, und wenn man beides nicht hat, mit Butter. Will man nun einem Pferde ein Fontanell

tanell vor die Brust legen, so macht man gerade vor derselben, jedoch nicht zu hoch, mit der linken Hand eine Quersalte in die Haut, und schneidet dieselbe von oben nach unten durch, daß die Oeffnung durch die Haut ungefähr anderthalb Zoll groß wird. Durch diese Oeffnung muß man die Haut nach unten so weit vom Fleische ablösen, daß das Fontanell geräumig darin liegen kann, welches man, wenn diese Oeffnung fertig ist, hineinbringt. Hat dasselbe drei Tage darin gelegen, so drückt man den Eiter, der sich darin angesammelt hat, rein heraus, wischt den schon ausgeflossenen rein ab, und wiederholt dieses Ausdrücken und Abwaschen alle Tage. Nach 12 bis 14 Tagen nimmt man das Fontanell wieder heraus; sollte aber die Oeffnung schon so weit zugeheilt seyn, daß man dasselbe dadurch nicht herausbringen könnte, so muß sie nach unten wieder so weit geöffnet werden, daß dies geschehen kann; der in der Oeffnung sich ansammelnde Eiter wird, täglich ein Mal, ausgedrückt und mit Wasser rein gewaschen, wornach die Wunde in kurzer Zeit, ohne alle Heilmittel, von selbst zubeilt. Auf ähnliche Art werden die Fontanellen an den Schultern, an den Lenden, an den Hinterbacken und an andern Stellen gelegt.

Bei dem Kindvieh legt man die Fontanellen auf folgende Art: Man schneidet ungefähr eine eines Zolles große Oeffnung durch die Haut, löset diese nach unten ungefähr 3 Zoll tief mit einem Finger los, und steckt das auf folgende Art zubereitete Fontanell hinein: Man schneidet 5 bis 6 Christwurzeln, jede einen Zoll lang, legt sie gerade an einander, und bins

det sie mit einem feinen Zwirnfaden zusammen; im übrigen wird das Fontanell eben so behandelt, wie ich es bei den Pferden vorgeschrieben habe.

Will man ein Haarfeil ziehen, so bereitet man dasselbe auf folgende Art: Man nimmt ein Ende Luchecke, welches einen Finger breit und einen Fuß oder eine halbe Elle lang seyn muß, bestreicht es in der Mitte auf beiden Seiten ungefähr 4 Zoll lang mit gemeinem Terpentin oder Butter, wo es dann zum Einziehen fertig ist. Hierauf schneidet man an der obern Stelle, wo das Haarfeil gezogen werden soll, eine eines Zolles große Oeffnung durch die Haut, und macht 4 Zoll davon nach unten eine ähnliche Oeffnung durch dieselbe; dann nimmt man einen Stock, der glatt und eines Fingers dick seyn muß, spitzt denselben an einem Ende etwas rund zu, stößt ihn in die obere Oeffnung nach der unteren unter der Haut durch, bindet das Haarfeil am oberen Ende mit einem Faden fest, und zieht es damit so weit unter die Haut, daß die bestrichene Stelle gerade darunter zu sitzen kommt; beide Enden des Haarfeils bindet oder nähet man hiernächst zusammen, damit es nicht herausfallen kann. Wenn es drei Tage ruhig in der Wunde gesessen hat, zieht man es um, daß eine andere Stelle unter der Haut zu sitzen kommt, welches nun alle Tage geschehen, und dabei der ausgeflossene Eiter rein abgewaschen werden muß. Am 12ten oder 14ten Tage zieht man es heraus, und hält die Wunden nur mit Wasser rein, so heilen sie bald wieder zu. Sollte sich zu viel Eiter an das Haarfeil ansetzen, so daß es so dick würde, daß es

sich nicht gut in die Oeffnung bringen ließe, so muß man ein neues hineinziehen.

Der eigentliche Name dieses Arzneimittels ist: Eiterband; ich habe es aber Haarseil genannt, weil es bei dem Landmann nur unter dieser Benennung bekannt ist, welche daher rühret, daß einige auch eine Flechte von Schweißhaaren dazu nehmen. Die Wirkung ist von beiden einerlei; nur die von mir vorgeschlagene Tuchecke ist leichter und besser anzuwenden.

#### 4. Das Blut bei frischen Wunden zu stillen.

Um das heftige Bluten aus einer frischen Wunde zu stillen, hat der Arzt zwei Mittel, nämlich das Unterverbinden der blutenden Ader, oder einen Druck auf dieselbe anzubringen; beides kann ich aber nicht anrathen, weil der Landmann damit nicht umzugehen weiß. Das beste Mittel für diesen ist der sogenannte Bofist, ein Pflz, der gewöhnlich auf den Blehweiden wächst. Er ist mehrentheils rund und verschlossen, hat im Anfange eine weiße Farbe, wird aber hernach dunkelbraun; seine Größe ist verschieden: einige erhalten die Größe einer Faust, andere werden so groß wie ein kleiner Kinderkopf.

Wenn also eine Wunde heftig blutet, so muß man wo möglich die Stelle, wo die Ader zerrissen oder zerschnitten worden ist, aufsuchen, und ein der Wunde angemessenes Stück Bofist auf die Ader drücken; kann man aber die Oeffnung der Ader nicht entdecken, so muß man die ganze Wunde mit Bofist auszufüllen suchen, wodurch man gewiß etwas davon vor die Oeffnung der Ader bringen wird. Ist

die Wunde an einem Bein oder an einer andern Stelle des Körpers, wo sich eine Binde anbringen läßt, so muß man eine handbreite Binde darum legen, und auf diese Art den Bofist in der Wunde befestigen; kann man aber keine Binde anbringen, so muß man sich die Mühe geben, den Bofist mit der Hand so lange auf die Ader in der Wunde zu drücken, bis das Bluten gestillt ist. Den Bofist läßt man so lange in der Wunde sitzen, bis ihn der Eiter ablöst, welches ungefähr am dritten Tage geschieht; denn würde man ihn früher herausnehmen, so würde man ein neues Bluten erregen. Hat man eine Binde darüber gelegt, so muß diese nach sechs Stunden abgenommen werden, weil der fernere Druck derselben die Entzündung der Wunde vermehrt, und gefährliche Folgen hervorbringen kann.

##### 5. Ein Mittel wider die Bomatischen Fliegen.

Diese Fliegen zeigen sich zwar selten, aber sie finden sich doch zuweilen, vorzüglich in Bruchgegenden. Sie sind ungefähr noch ein Mal so groß, wie die gewöhnlichen Fliegen, haben die Gestalt eines sogenannten Brummers, und eine in das Blaue fallende Farbe. Sie sind so schädlich, daß das Vieh in kurzer Zeit davon stirbt. Bisher hatte man die Meinung, daß der Stich einer solchen Fliege das Vieh tödte; aber die Erfahrung hat gezeigt, daß nicht dieser, sondern die Fliege selbst den Tod desselben bewirke, indem es letztere verschluckt. Diese Behauptung wird demjenigen, der die Sache nicht aus der Erfahrung kennt, auffallend seyn; allein mit dem Niederschlucken dieser Fliege hat es seine Richtigkeit, und verhält sich fol-

gengergestalt: Das Vieh empfindet von dem Stiche derselben einen äußerst empfindlichen Schmerz, und es sucht solche auf alle Art von dem Orte zu entfernen. Befindet sie sich nun in einer Gegend, wo das Vieh nicht anders als mit der Zunge hinreichen kann, so leckt es dieselbe weg: vorzüglich bei dem Rindvieh bleibt sie zuweilen an der Zunge sitzen, und wird öfters von diesem auf der Weide mit dem Grase hinuntergeschluckt. Gleich darauf entsteht eine Entzündung in dem großen Magen, welche ungefähr nach zwei Stunden in den Brand übergeht und das Vieh tödtet. Dies hat sich dadurch bestätigt, daß man verschiedenes von dieser Fliege getödtetes Vieh geöffnet, und jedes Mal den großen Magen brandig gefunden hat. Das einzige Mittel, diese Fliege von dem Vieh abzuhalten, ist, daß man 2 Loth Coloquinten und 4 Loth Alaun in 2 Quart Wasser kocht, dieses unter einen Eimer voll Wasser mischt, und das Vieh, vermittelst eines Schwammes, überall mit diesem Wasser befeuchtet, vorzüglich diejenigen Stellen, welche von Haaren entblößt sind. Bei großen Heerden ist dies zwar eine mühsame Arbeit; allein ein einziges Stück Vieh, welches dadurch gerettet wird, bezahlt schon vielfach die Kosten und Arbeit, die man darauf verwendet.

Hat ein Pferd oder ein Stück Rindvieh eine von diesen Fliegen hinuntergeschluckt, so steht es traurig, ohne das mindeste zu fressen, seine Ohren sind abwechselnd kalt und warm, es hängt den Kopf an die Erde, der Puls wird immer geschwinder und härter, es steht sich oft nach dem Leibe um, die Haare sträuben sich, und die Haut wird mit einem Schauer befaßt

len. Nach und nach wird der Arhem geschwind und heftig, und in eben dem Grade nimmt das Flankens schlagen zu, bis das Vieh stirbt. Einige legen sich gleich zu Anfange des Uebels nieder, und stehen gar nicht wieder auf. Sobald man die ersten Kennzeichen bemerkt, muß man dem Vieh alle halbe Stunden ein Quart frische Milch, worin von zwei Eiern das Gelbe gemischt worden, eingeben, wodurch das Gift, welches die Fliege bei sich führt, unwirksam gemacht wird, und das Vieh gerettet werden kann.

Die Bomatische Fliege zeigt sich gewöhnlich in den Monaten Junius und Julius, bei anhaltend heißer, durrer Witterung; verschwindet aber auf ein Mal, sobald ein sogenannter Platzregen einfällt. Dies ist auch der Fall bei der sogenannten Pferdebremse, die mit jener Fliege auch noch die Aehnlichkeit hat, daß sie, wie diese, in den Sommern, wo das Wetter abwechselnd ist, nicht gefunden wird.

Das Coloquinten, und Alaunwasser hält sich so lange auf den Haaren, bis es durch einen Regen abgospült wird. Werden die Coloquinten, und Alauntheile, welche man mit dem Wasser auf das Haar gebracht hat, durch einen Platzregen abgewaschen, so hat man das fernere Waschen nicht nöthig, weil die Fliege zugleich dadurch vertrieben wird; ist es aber durch einen Staubregen geschehen, so muß das Waschen mit jenem Wasser, noch ein Mal wiederholt werden.

#### 6. Warnung vor Mißbräuchen.

Aberglauben und Mißbräuche rauben dem Landmann manches schöne Stück Vieh, indem sich Men-

sehen genug finden, welche seine Leichtgläubigkeit zu benutzen wissen, um ihn zu bevorthellen, und sein Vieh zugleich hinopfern. Der Glaube an Hexerei findet sich noch so häufig in manchen Gegenden, daß man sich darüber wundern muß, und kluge, aber äußerst schlechte Menschen unterhalten ihn durch die feinste Spitzbüberei, damit es ihnen nie an Gelegenheit fehle, Nutzen daraus zu ziehen. Sie bereden die unerfahrenen Landleute, daß alle Krankheiten, womit ihr Vieh befallen wird, von bösen Menschen herühren, die das Geheimniß besitzen, dasselbe zu beshexen, und öfters sind die deutlichsten Gründe nicht vermögend, Menschen, die an Hexerei glauben, zu überzeugen. Eine Thatsache, die ich selbst erfahren habe, soll dies beweisen.

Ein Landmann, dessen Zutrauen ich mir erworben hatte, klagte mir, daß eine alte Frau, die von jedem für eine Hexe gehalten würde, seinem Vieh etwas angethan habe, so daß jährlich zwei Stück davon sterben müßten. Ich gab mir alle Mühe, ihm dies auszureden, aber vergebens. Nun suchte ich die Ursache, welche Anlaß zum Tode geben möchte, zu entdecken, aber auch dieses wollte mir nicht gelingen; indes bemerkte ich doch, daß das Vieh dieses Mannes in einem schlechten Zustande war, brachte auch durch die Nachbarn in Erfahrung, daß derselbe ein nachlässiger und fauler Wirth sey, der sich gänzlich auf sein Gesinde verlasse, welches das Vieh vernachlässige. Um das Vieh dieses Mannes zu retten, fügte ich mich in seine Meinung, und versicherte ihm, daß ich ein sehr gutes Mittel wisse, die Hexerei zu vertreiben, um das er mich alsdann flehents

lich bat. Ich gab ihm hierauf einen, eines Fingers starken, ungefähr sechs Zoll langen weiß geschälten Weidenstock, auf den ich mit rother und schwarzer Tinte allerlei Charaktere gezeichnet hatte, mit der Besingung, daß er ihn beständig bei sich tragen, jedoch bei jedem Futter, welches seinem Vieh gereicht würde, zugegen seyn müsse, wodurch der Hexe die Macht über sein Vieh werde benommen werden. Der Mann befolgte meinen Rath, bloß weil er zu seiner Meinung stimmte, und in Zeit von einem halben Jahre war sein Vieh nicht nur in gutem Stande, sondern es starb auch in diesem Jahre kein Stück davon. Diesen Kunstgriff will ich jedem faulen Wirth anrathen, durch dessen Nachlässigkeit das Gesinde mit unordentlich wird, und das Vieh nicht gehörig und zur rechten Zeit füttert, wodurch es schlecht wird, erkrankt und stirbt.

Viele vernünftige Landleute sind schon so klug, daß sie nicht mehr an Hexerei glauben; aber sie vertrauen doch weit lieber sich sowohl, als ihr Vieh, einem sogenannten Viehdoctor, Schmidt, Hirten, oder wohl gar dem Schinder an, als einem wirklichen Arzte. Diesen gebe ich zu bedenken: ob es möglich sey, daß jene Menschen, ohne einen richtigen Begriff von den Theilen des Körpers und ihren Wirkungen zu haben, eine Krankheit genau erkennen und bestimmen können; ob es denselben möglich sey, solche zu heilen, da sie die Mittel, welche sie dawider geben, kaum dem Namen nach kennen? Wer aber eine Krankheit heilen will, muß nicht allein mit den Mitteln selbst, sondern auch mit ihren Eigenschaften und Wirkungen hinlänglich bekannt

seyn, sonst ist er dies nie in Stande, und jeder kann also von selbst einsehen, was von jenen Leuten zu erwarten ist.

Um dem Landmann ein Mittel in die Hände zu geben, solche Quacksalber entbehren zu können, die bei den Krankheiten an seinem Vieh mehr Schaden als Nutzen stiften, hat die Märkische ökonomische Gesellschaft zu Potsdam, deren wohlthätiger Einfluß sich überall verbreitet, eine Prämie auf ein Buch gesetzt, welches denselben belehren soll, sein Vieh selbst zu heilen. Ich bearbeitete ein solches Buch, und die erwähnte Gesellschaft fand es ihrem Zweck angemessen. Der Landmann kann also sicher darauf rechnen, daß er die Krankheiten an seinem Vieh, welche zu heilen sind, heilen werde, wenn er genau die Vorschriften befolgt, welche in diesem Buche gegeben worden sind.

Nun will ich noch alle die Mißbräuche, welche Menschen, die sich für Aerzte ausgeben, bei den Krankheiten begehen, und wodurch sie dem Vieh mehr Schaden als Nutzen stiften, anführen, damit der Landmann sich davor hüten kann.

Viele von diesen Leuten geben dem Vieh ihre sogenannten Druse, oder Heiltränke durch die Nase ein; dies muß man aber nie zugeben, weil öfters von diesen Tränken etwas in die Luftröhre gekommen ist, woran das Vieh hat ersticken müssen.

Verschiedene Schmiede, oder Quacksalber, brechen oder reißen, wie sie es nennen, den Pferden bei allerlei Krankheiten die Fessel, oder Fiebel; daß dies jedoch die größte Unwissenheit verrathe, werde ich hier deutlich zeigen. Die Fesseln oder Fies

keln sind ein Bündel Drüsen, welches auf beiden Seiten hinter den Kinnladen unter den Ohren, da wo sich der Hals anfängt, liegt. Diese Drüsen zeigen sich hier durch eine geringe Erhabenheit, welche aber bei verschiedenen Krankheiten größer wird, indem die Drüsen etwas anschwellen. Letztere sind von der Natur dazu bestimmt, den Speichelsaft aus dem Blute aufzunehmen, und bei dem Fressen unter das Futter laufen zu lassen: wenn sie daher aus Unwissenheit herausgerissen werden, so können sie den Speichel nicht aus dem Blute aufnehmen und unter das Futter führen, dem folglich nunmehr ein Theil fehlt, der zur Verdauung nothwendig erfordert wird, wodurch also das Pferd in einem gewissen Grade ungesund werden muß.

Einige schneiden über den Drüsen Oeffnungen durch die Haut, und ziehen einen Theil derselben durch letztere heraus; andere hingegen nehmen eine Kneipzange, und drücken oder zwicken die Drüsen unter der Haut damit. Desters werden dieselben so stark gequetscht, daß sie sich entzünden, anschwellen, und in Eiterung übergehen, wovon unheilbare Geschwüre entstehen. Hieraus wird ein jeder sehen, daß diese Drüsen zum Leben des Pferdes nothwendige Theile sind, die so wenig herausgezogen, als durch Kneipen verletzt werden müssen.

Einige schneiden bei Augenkrankheiten den Hauch. Dieses ist ein knorplicher Muskel im innern Augwinkel, der von der Natur dazu bestimmt ist, alle fremdartige Dinge aus den Augen dergestalt zu entfernen, daß er sich über den ganzen Augapfel zieht, und das in das Auge Gefallene aus dem äußern Aus

gentwinkel herauschiebt. Ist es also nicht schädlich, dem Auge einen Theil zu rauben, welcher ihm so höchst nöthig ist? Der Mensch kann mit den Fingern das in das Auge gefallene wieder herausbringen; dies kann das Thier nicht, und deshalb hat ihm die weise Vorsicht diesen Muskel gegeben, der dies statt seiner bewirkt. Heißt es also nicht die Natur verstümmeln, wenn man denselben wegschneidet? Ich will es gern glauben, daß viele diese Operation aus Unwissenheit unternehmen; diese tadle ich nicht, vielmehr wünsche ich nur, sie hierdurch belehrt zu haben; sollten hingegen noch einige seyn, die schändliche Gewinnssucht dazu antreibt, so ist der Landmann, der dies gelesen hat, nun unterrichtet, um sie an seinem Vieh nicht vornehmen zu lassen.

Noch eines Mißbrauchs muß ich erwähnen, der von den Quacksalbern bei den Krankheiten der Augen unternommen wird, nämlich des *Mäusehimens*. Dieses geschieht auf folgende Art: An beiden Seiten der Nase liegt ein Muskel, der eines Fingers dick ist, und dazu dient, die Nasenlöcher zu erweitern; diesen schneiden sie durch, ziehen einen Theil davon heraus, und schneiden denselben ab, wodurch sie die Krankheit des Auges heilen wollen. Dieser Muskel hat jedoch nicht die geringste Verbindung mit dem Auge, kann also zur Heilung einer Krankheit an demselben nicht das mindeste beitragen.

Ferner liegen im Maule, unter der Zunge, zwei kleine Lappen, ungefähr einer Linse groß, welche zwei Speichelfanäle bedecken, damit sie nicht verstopft werden können. Diese werden von vielen weggeschnitten,

weil sie glauben, daß sie die Pferde am Fressen hindern. Dieses ist ebenfalls schädlich, weil man dadurch die Speichelgänge ihrer Deckel oder Klappen beraubt, wodurch das Eindringen fremder Sachen verhütet wurde.

Ein anderer, eben so schädlicher, Mißbrauch ist das Blasen schneiden bei geschwollenen Füßen. Dies geschieht auf folgende Art: Ein jedes hier zu Lande gezogenes Pferd hat am Hintertheile des Fesselgelenks nach unten eine kleine hornartige Warze; diese schneiden einige Aelterärzte durch, ziehen etwas von der darunter befindlichen Zellhaut heraus, und schneiden das Herausgezogene weg, weil sie glauben, daß dieses eine Blase sey, und wollen dadurch die Geschwulst heilen. Da diese Operation aber nichts bewirken kann, so ist es unnöthig, solche zu unternehmen.

Einige der ältern Aerzte setzten bei dem Spath oder bei den Gallen im Sprunggelenke, oberhalb dieses Gelenks an der inwendigen Seite, die Ader ab, wodurch sie den Zufluß des Blutes nach diesem Gelenke hemmen wollten; diese haben sich indeß mächtig geirrt, indem das Blut nach diesem Gelenke zwar in der Pulsader von oben hinab steigt, alsdann sich aber in die Blutader ergießt, welche dasselbe von unten auf wieder in die Höhe führt. Wenn sie also die Blutader absetzen, so verstopfen sie dadurch den Weg, wodurch das Blut von diesem Gelenke wieder abgeleitet wird, und aus diesem Grunde muß es sich also hier noch mehr anhäufen und den Schaden verschlimmern. Die Schädlichkeit dieser Operation ist also ebenfalls erwiesen.

7. Erklärung der Kupfertafel, welche einen Trokar und eine Klystierspritze vorstellt.

Figur I und II sind die Theile, welche zu dem Trokar gehören.

Figur I ist ein runder Stachel mit einer dreischneidigen Spitze, und mit einem Handgriffe versehen.

Der Handgriff von a bis b muß rund, von hartem Holze, und drei Zoll lang gemacht werden. Von b bis c muß es ein runder Stachel von Stahl 6 Zoll lang seyn, der von d bis c mit einer dreis kantigen Spitze versehen ist, und gerade die Stärkste haben muß, wie er abgebildet ist, nämlich  $\frac{3}{8}$  Zoll; er muß gut polirt, und mit einer Spitze in dem Handgriffe befestigt werden.

Figur II stellt die Röhre vor, welche über den Stachel geschoben wird. Sie muß von a bis b gerade die Länge haben, wie die Buchstaben von b bis d an dem Stachel zeigen, damit, wenn die Röhre auf den Stachel geschoben ist, die Spitze von d bis c heraussteht. Diese Röhre muß einen Zoll vom Ende a mit einem Ringe oder Kranze, wie der Buchstabe d zeigt, versehen werden, auch auf 3 Seiten 3 übereinanderstehende Oeffnungen c. c. c. haben. Sie muß von Messing verfertigt werden, und überall dicht an den Stachel anschließen.

Figur III zeigt die Abbildung einer Klystierspritze. Diese muß von a bis e von starkem verzinn-tem Blech gemacht werden. Von a bis b ist ein trichterförmiger Rand, damit man, ohne vorbei zu gleiten, das Klystier hineinbringen kann; er muß 2 Zoll Höhe haben. Von b bis c ist die eigentliche Spritze, welche 9 Zoll lang,  $2\frac{1}{2}$  Zoll weit seyn muß. Von

c bis d ist ein Absatz, woran bei d eine Lülle, welche von d bis e einen Zoll lang, und  $1\frac{1}{4}$  Zoll weit, befestigt oder gelöthet werden muß. Um der Spritze mehr Stärke und Festigkeit zu geben, müssen 2 Ringe von Blech darum gelöthet werden, welche  $1\frac{1}{4}$  Zoll breit seyn können, wie die Buchstaben gg zeigen.

In die Lülle von d bis e wird die Klystierröhre geschoben oder befestigt. Die Röhre muß von Holz gedrechselt werden; von e bis f einen Fuß lang, bei e mit einem Absatze und bei f mit einem einförmigen Knöpfchen versehen seyn, und unter dem Absatze bei h einen Zoll, und über dem Knöpfchen bei i  $\frac{1}{2}$  Zoll Stärke haben. Die Oeffnung, welche durch die Röhre geht, muß einen guten Viertelzoll groß seyn.

Figur IV ist ein Schieber von Holz gedrechselt, mittelst dessen das in die Spritze gebrachte Klystier durch die Röhre gepreßt wird. Der Handgriff von a bis b kann 6 Zoll lang seyn. Der übrige Theil des Schiebers von b bis c muß gerade die Länge haben, als die Spritze von b bis d geht. Am Ende, bei dem Buchstaben d, wird eine Vertiefung hinein gedreht, die  $\frac{1}{4}$  Zoll tief und  $1\frac{1}{2}$  Zoll breit seyn muß; in diese Vertiefung wird so viel Flachs gewickelt, daß der Schieber gerade in die Spritze paßt. Der Schieber muß nur  $\frac{1}{4}$  Zoll dünner seyn, als der Raum in der Spritze groß ist, und bei dem Buchstaben c abgerundet werden, damit er den Absatz an der Spritze von c bis d ausfüllt.

Der Trokar kann von einem geschickten Schloßer verfertigt, und wenn er billig ist, für einen Thaler geliefert werden.

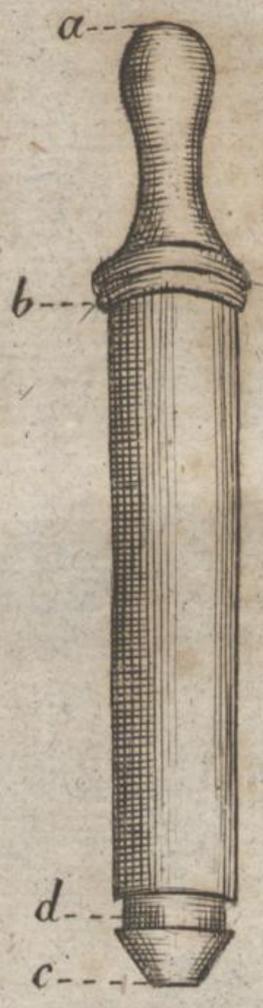
Die Spritze hingegen kann ein Klemmer für 14,  
höchstens 16 gr. liefern, und die Klysterröhre, so  
wie den Schieber, wird der Drechsler für 4 gr. ma-  
chen; also werden die Kosten, für diese beiden so nö-  
thigen Instrumente, nicht mehr als 1 Rthlr. 20 gr.  
betragen.

---

*Fig. III.*



*Fig. IV.*



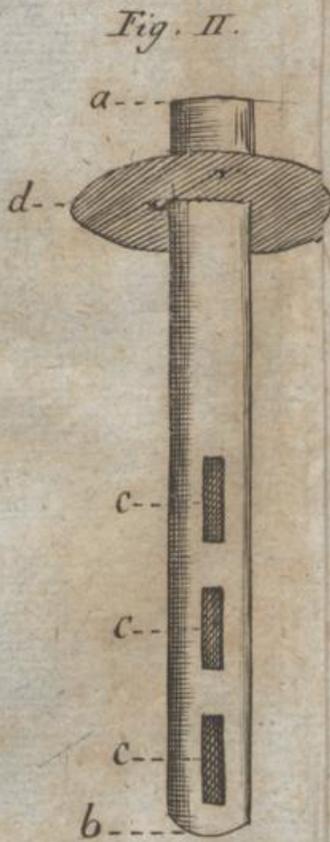
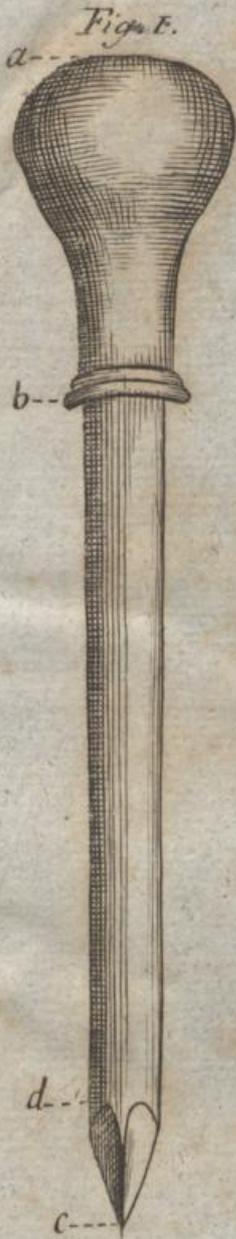


Fig. 11



Fig. 12



